

Is this the end / Beautiful friend?

Über Krieg und Krise im Oktober 2023

FRANZ SCHUH

1

Am 6. Oktober 2023 erhielt ich per E-Mail eine Information über die Besuchszeiten im »Sanatorium Süßmilch«. Die Künstlerin Sophia Süßmilch war auf einem Foto zu sehen: Sie saß im bunt gescheckten Pyjama angestrengt gemütlich vor einer bunt gescheckten Wand. Unter diesem Bild mühsam lässiger Entspanntheit stand ein Text zu lesen, den ich einer Komposition für Chorgesang empfehle. Der Text beginnt nämlich so: *»Ausgehend von der Frage, wie man es schafft, angesichts von Krieg, Inflation, Klimakatastrophe, Patriarchat usf. in dieser Welt zu funktionieren, durchzuhalten und nicht durchzudrehen, richtet Sophia Süßmilch ab 10.10.23 im Francisco Carolinum ihr ganz persönliches Sanatorium ein. In einem für diesen Zweck von ihr gestalteten Ambiente erhält sie Massagen, sauniert, therapiert sich mit Ton, malt und führt Gespräche. [...] Während Sophia Süßmilch ihre tägliche Massage erhält, können die Gäste unter der Massageliege Platz nehmen, Gespräche mit ihr führen und Fragen stellen. In der Ausstellung erwartet die BesucherInnen auf einer riesigen Mind Map die ultimative Weltformel.«*

Für mich ist das – im Rahmen der Kunst – die bisher einzig angemessene Reaktion auf »die Krise« gewesen. Die Ironie von Süßmilch dient der Selbsterhaltung von Ohnmächtigen. Deshalb liegt das »Sanatorium Süßmilch« soziologisch richtig: Die Kultur, die den Menschen zum Konsumenten macht, redet ihm seine Mündigkeit ein. Er mag mündig sein, aber er hat nichts zu sagen. Im Supermarkt muss er sich richtig entscheiden und hoffentlich reduziert er sein Konsumverhalten wegen der Teuerung nicht. Die Souveränität des Individuums, die die Propaganda für Freedom und Democracy ins Gigantische aufbläst, ist sofort am Ende, wenn »die Krise« (zu der sich ein paar Krisen versammeln lassen) beginnt. »Was tun?«, fragt der Einzelne. Er kann sich massieren lassen.

2

Tonio Schachinger, mit dem deutschen Buchpreis ausgezeichnet, hat die Weltlage kommentiert. Über den Krieg im Nahen Osten sagte er: *»Wir wissen alle,*

dass es sinnlos ist, wenn ich irgendwas dazu sage, ein lächerlicher kleiner Autor aus Österreich.« Aber, fügte er hinzu, er könne auch nicht nichts sagen, obwohl er nichts zu einer Lösung beizutragen habe, »außer«, sagt er, »dass ich hoffe, dass Leute nicht umgebracht werden«. Kann man diese Hoffnung »Optimismus« nennen?

Ich glaube eher nein, weil diese Hoffnung ihre Vergeblichkeit mitreflektiert, sie »widerspiegelt«. Optimismus und Pessimismus sind banale Haltungen. Unter »banal« verstehe ich, dass angesichts der gigantomanischen Ereignisse im Geschichtsverlauf Optimismus oder Pessimismus zu klein und zu kleinlich sind. Sie sind unangemessen und unzureichend. Aber ich muss mich, wie man so schön sagt, outen: Ich halte den Optimismus für noch mehr daneben als den Pessimismus. Das kommt davon, dass der Optimismus herzlich begrüßt wird und man dem Optimisten gerne eine Dankbarkeit erweist, dass er nicht alles schwarz sieht, sondern im Gegenteil: Je aussichtsloser alles erscheint, desto sympathischer kommt einem die Hoffnung vor, die einem die Optimisten vorspielen.

Es gibt Menschen, die einen Vorzeigestatus erreichen, weil sie ungeheures Leid erlitten haben und dennoch guten Mutes sind. Den Grad an Selbstüberwindung, wenn nicht an gewollter Selbsttäuschung, kann man als Außenstehender schwer beurteilen, aber die Rhetorik, mit der nie verzweifelte Menschen gefeiert werden, klingt verräterisch: Den schlechten Tagen wird tapfer getrotzt, es gibt doch immer ein Morgen, an das man glauben kann, man muss nur ein bissl Geduld mit dem Herrgott haben. Und sind wir nicht auf der Welt, um die Welt besser zu machen? Na gut, heute geht's noch nicht besser, nicht heute, dann vielleicht ja morgen ...

Aber wer bin ich denn, dass ich die Verzweiflung dem billigen Trost vorziehen und empfehlen könnte? Péter Nádas, der ungarische Autor von europäischem Format, hat sich geweigert, so eine verzweifelte Perspektive anzunehmen: »Verzweifelt zu sein«, sagt er, »und dann auch noch Verzweiflung zu verbreiten, das erlaube ich mir nicht.« Nun, ich gehöre zu denen, die den schlechten Ruf, den die Verzweiflung hat, nicht verlautbaren und verstärken. Für mich ist die Verzweiflung das Menschenmögliche, nämlich die Emotionalisierung des Zweifels, die den Verstand zwar fürs Erste vom Sockel stürzt, ihn aber bei seiner eventuellen Wiederkehr mit der existentiellen Erfahrung, am Ende zu sein, imprägniert.

Pessimistisch oder optimistisch sein, beides beruhe auf Selbsttäuschung, sagt Péter Nádas. »Optimisten«, meint er, »sind Schönredner, die etwas schönreden, was sie nicht schön finden – um die anderen nicht in Verzweiflung zu bringen oder um noch eine Ruhepause zu erzwingen. Die Pessimisten sehen ständig Katastrophen, ich würde sie sogar Katastrophisten nennen. Das sind interessante Menschen, die denken, wenn ich ›Katastrophe‹ rufe, dann kommt keine.«

Das stimmt mit meiner These überein, Optimismus und Pessimismus wären banale, unzureichende Haltungen, die eben gerade das nicht halten, was sie versprechen. Was dann noch bleibt, spricht Nádas sich selbst zu. »Ich«, sagt er, »ich bin Realist. Ich bleibe bei der Realität.« Tja, bei der Realität bleiben allerdings alle – die Realität geht ja nicht weg, sie holt einen ein, unabhängig davon, wie man sie eingeschätzt hat. Menschen können gewiss hoffnungsvoll in die Realität eingreifen, aber ihre Eingriffe können auch erfolglos, ganz und gar unzureichend, sogar kontraproduktiv sein. Sich als Realist zu deklarieren, kommt mir leicht vor – schwer ist nur zu durchschauen, was denn wirklich real ist, geschweige denn, was kommen wird. Realist kann nur ein Mensch sein, der daran zweifelt, dass er einer ist – und schon wieder wird alles kompliziert.

3

Am 7. Oktober 2023. – »Unsere« Jugend, also meine und der Menschen in meinem Alter, fand noch in den Nachwirkungen des Weltkriegs statt, im sogenannten »Frieden« (der ein Nachkrieg war). Margarethe von Trotta hat in einer Kultursendung jüngst der Menschheit den Untergang gewünscht: Die Menschen verursachen immer dieselben Katastrophen, sie mögen, so von Trotta, endlich von der Erde verschwinden. Dermaßen groß kann die Bitterkeit der Friedliebenden sein! Eine alte Frau im Gazastreifen, die keineswegs gemein war, sondern lieb und verzweifelt, hat die Ereignisse mit den Worten kommentiert: »*Sie haben uns genug gequält, jetzt sind sie dran.*«

Die Verbrechen der einen Seite werden stets mit den (unterstellten oder tatsächlichen) Verbrechen der anderen Seite legitimiert. Die eigenen Verbrechen quittiert man am liebsten damit, dass sie gar nicht passiert sind, sondern nur in den Propagandafeldzügen der Feinde existieren. Über seinen Schatten springen ist keine militärische Übung. Ich war immer skeptisch, was »die Menschlichkeit« betrifft – ach ja, Geschichte habe ich auch studiert und beim Rigorosum über Machiavelli getalkt. Die alte Soziologen-Weisheit über das Leben in »komplexen Gesellschaften« lautet: »Jeden Tag kann alles anders werden. Ich kann nichts ändern.« Ich sehe eine Reportage aus Israel: Eine blonde junge Frau beugt sich über ein Motorrad. Die Hamas hat ihren Freund vom Motorrad heruntergeschossen. Seine Leiche liegt auf der Straße und die junge Frau drückt in allem, was sie ist, die Vergeblichkeit eines Lebens aus, das eine solche sinnlose Grausamkeit ermöglicht.

Ich sehe, wie die Terroristen der Hamas eine junge Frau zur Geisel nehmen und mit welcher ungeheuerlich verächtlichen und zu verachtenden Geste sie der Hilflosen den Hut auf den Kopf drücken. Ja, klar – es werden Bilder von der anderen Seite kommen, mit denen man die Folgen der Rache anklagt. Eine die eigene Schuld abwehrende Rede besagt, die Rache Israels wäre eine »kollektive Bestrafung« der Bevölkerung des Gazastreifens. Auch mit solchen Argumenten versteckt sich der Terror hinter der Bevölkerung, die die Hamas ebenfalls in Geiselhaft genommen hat. Israel muss sich aber selbst verteidigen: Man kann nicht über tausend Zivilisten eines Landes töten und ungestraft davonkommen. Es ist für einen Staat ausgeschlossen, seine Bürger abschlachten zu lassen – schon gar nicht für Israel nach der Shoa.

Am Ende bleibt nichts anderes übrig, als im Gazastreifen viele, die nichts dafür können, zu treffen (»in Mitleidenschaft zu ziehen«), hat doch die Hamas alle zu ihrem Schutzschild gemacht. Flüchtende, die einer Evakuierungsaufforderung nachkommen, treibt die Hamas zurück. Die Selbstverteidigung Israels als Gegenwehr ist unvermeidlich, aber, um Gottes willen, was könnte sie angemessen und verhältnismäßig machen? Israels Ministerpräsident spricht vom »Zerquetschen«, und der Verteidigungsminister erklärt, was über den Gazastreifen verhängt wird: *»Kein Strom, kein Essen, kein Sprit, alles ist abgeriegelt. Wir kämpfen gegen menschliche Tiere und wir handeln dementsprechend.«*

Man sieht es wieder, Rache ist nicht süß, aber wäre es »verhältnismäßig« oder auch nur menschenmöglich, auf sie zu verzichten, vor allem dann, wenn man auch die Macht hat, Rache zu üben, und wenn die Rache den rationalen Kern hat, sich nicht zu ergeben und sich vernichten zu lassen? »Ätsch«, meldet die Hamas, »eure air strikes haben dreizehn Geiseln getötet«. Es ist eine ausgesuchte Niedertracht, den Feind in das Töten zu verwickeln, das man selbst organisiert. Die Hamas und ihre Anhänger werden versuchen, Propaganda aus den harten Reaktionen auf ihre Morde und Geiselnahmen herauszuschlagen. In Wien ging zu diesem Zweck ein Vertreter der Palästinenser, ein Diplomat in Anzug und Krawatte, den »chinesischen Weg«: Er distanziert sich keineswegs vom Zivilisationsbruch der Mörder und Geiselnahmer, sondern er versucht, Verständnis für sie zu wecken, und zwar durch das magische Wort »Kontext«: Man müsse den Kontext beachten, in dem die Morde und Geiselnahmen passiert sind.

Das nenne ich den »chinesischen Weg«, weil man auf Chinesisch, falls man auf Menschenrechtsverletzungen angesprochen wird, reflexartig sagt: Men-

schenrechte hat man im Westen erfunden. In China ist der Kontext ein ganz anderer. Wir exekutieren Menschenrechte anders, in unserem Sinn. Der Kulturrelativismus kann aber nicht die Berechtigung der universalistischen Idee ausschalten, dass man Menschen nicht unterdrücken und selbst Unterdrückter nicht abschlachten soll. Zu solchen Höhen hat sich die Zivilisation aufgeschwungen! Was immer auch falsch an der israelischen Besatzung und Siedlungspolitik gewesen sein mag, und das war einiges, das Abschlachten von Menschen, die in Feierlaune bei einem Musikfest sind, bleibt als barbarisch im Gedächtnis haften. So etwas ist nicht einmal durch Hass zu rechtfertigen, eine solche Barbarei bedarf eines Überschusses an psychopathischem Sadismus, für den man im Frieden lebenslang im Maßnahmenvollzug eingesperrt wäre.

5

Dass Krieg herrscht, verschleiert bloß den Wahn, dem diese Täter unterliegen. Der Krieg macht den Wahnsinn plausibel. Das kennt man schon von Hitler, der seinen Krieg nötig hatte, er hat ihn persönlich gebraucht, zum Selbstaufbau, der Krieg war seine Erbaulichkeit. Das Blutbad war sein Lebenselixier. Der Hass, der sich heute vordergründig politisch gegen den Westen richtet, richtet sich gegen das, was der Westen mit seinen Freiheiten einer Avantgarde von Männern in ihrem zwänglerischen, religiös aufgeheizten Unbefriedigtsein antut. Die Politisierung der Religion, die sich am Verreligiösen der Politik übt, ist eines der schlimmsten Merkmale der Krise. Das gilt für jeden religiösen Fundamentalismus, auch für den nationalistischen in Israel. Alles, was endlich ist, ist verhandelbar. Das Absolute der Religion ist auf Erden nicht zu haben – nur mit Gewalt kann man versuchen, es im Innerzeitlichen wahr werden zu lassen.

Am 13. November 2015 richteten im Pariser Ausgehviertel und im Theater Bataclan islamistische Attentäter ein Blutbad an. Einer der Mörder wartete mit der Logik auf, was soll's, denn im Westen trauere man ja auch nicht über das Sterben in seiner Heimat. Die Hamas hat sich zum Morden am 7. Oktober 2023 nicht zuletzt eine Konzertveranstaltung ausgesucht. Der theokratische Kurzschluss geschieht in der Überzeugung, dass man kein Verbrechen begeht, sondern den Willen Gottes erfüllt, wenn man im Namen Gottes so viele Ungläubige wie nur möglich umbringt. Und in Wien, am Stephansplatz, demonstrieren die Anhänger der Hamas begeistert für ihr Anliegen, nämlich für den Judenmord, getarnt als »Befreiungskampf der Palästinenser«. Die Historikerin

und Antisemitismusforscherin Isolde Vogel hat eine vorerst kleine Liste der Solidaritätsbekundungen in aller Welt veröffentlicht. Damit ist wieder ein Merkmal der Menschheit in der Dauerkrise benannt: Es gibt kein Verbrechen, das nicht leidenschaftliche Anhänger findet.

6

Eines Tages habe ich mich tagespolitisch deklariert. Ich habe gesagt, dass ich die Sozialdemokratische Partei Österreichs nicht mehr wählen würde, würde sie den Weg der dänischen gehen. Wäre auch schwach, denn dann könnte ich gleich das Angebot des ehrlichen, des starken Rechtsextremismus annehmen. Maßnahmen in Dänemark wie der Abriss von »Migrantenghettos« und die Umsiedlung der Bewohner, um eine »bessere Durchmischung« zu erreichen, ist nicht ganz mein Ding.

Das Bekenntnis, dass im Staate Dänemark etwas faul ist, hat mir – von privater Seite – die polemisch gemeinte Zusendung einer Aussage des Chefs der Deutschen Polizeigewerkschaft eingebracht. Der Chef hatte über die antiisraelischen Demonstranten in Berlin gesagt: *»Die Täter machen stets klar, was sie von unserer gesellschaftlichen Ordnung und ihren Repräsentanten halten, nämlich nichts. Sie verspotten unseren Rechtsstaat, verhöhnen und verachten ihn. Toleranz und rechtsstaatliche Ordnung halten sie für Schwäche und lächerliches Zurückweichen. Unsere Kollegen erleben eine komplette Parallelgesellschaft, mitten in Deutschland.«* – *»Und dann«*, schrieb mir die geschätzte Absenderin dieser Aussage etwas holprig, *»sehr geehrter Herr Dr. Schuh, würden Sie die Sozialistische Partei nur dann nicht mehr wählen, wenn sie einen ähnlichen Kurs wie die dänische SP einschlagen würde?«*

Ich habe allerdings auch gesagt, dass ich die Sozialdemokraten nicht aus Begeisterung wähle, sondern wegen der Gewerkschaft und wegen der paar Intellektuellen in der Arbeiterkammer, und vielleicht auch, weil Wien »anders« ist, wer weiß? Ich bin Wähler und kein Anhänger. Das hat die Absenderin mir voraus: Sie ist Anhängerin und wählt auch die Partei, der sie anhängt – eine vollkommene, widerspruchsfreie Identität. Es gibt ja Menschen, die auf Sebastian Kurz hereingefallen sind, warum nicht auch auf Herbert Kickl, den meine Brieffreundin – als Einzigen – mit dem Etikett der *»Glaubwürdigkeit«* in der Migrationsfrage ausstattet.

Aber Kickl wird das Migrationsdesaster nicht »lösen«. Muss er auch nicht, denn was der Rechtsextremismus wirklich kann, ist anderen die Schuld geben – für alles, mit Vorliebe den Ausländern, schon allein deshalb, weil sie »von außen«

kommen und weil die Mächtigen im Inneren der illiberalen Demokratie stets ganz unschuldig sind – siehe Viktor Orbáns antisemitischen Kampf gegen George Soros, den er zu einer Art Phantom des Grauens entmenschlicht hat. »Ausländer raus!« war die Anfangsparole, das Fundament einer noch kleinen Bewegung, die der damals größeren von »I haafß Kolaric, du haafßt Kolaric, warum sogns' zu dir Tschusch?« gegenüberstand. »Kolaric« stellt den hilflosen Humanismus dar, mit dem der Rechtsextremismus ein leichtes Spiel hat. Interessant ist eine Sprachregelung, mit der die Propagandisten leicht nervös auf das Argument reagieren, auch die autochthone österreichische Bevölkerung wäre ja »nur« eine Mischung aus einem Vielvölkerstaat. Ja, sagen die Rechten, die vielen Völker damals hatten miteinander genug Berührungspunkte, um friedlich zusammenleben zu können.

Henry Kissinger, einer der Anführer des Vietnamkrieges, liefert den Aphorismus zur gewünschten Leitkultur: *»Es war ein schwerer Fehler, so viele Menschen völlig verschiedener Kulturen, Religionen und Überzeugungen hereinzulassen.«* Abgesehen davon, dass das friedliche Zusammenleben in der Monarchie eine Illusion ist (man lese Jaroslav Hašeks »Schwejk« oder denke an den damaligen Antisemitismus, an dem Hitler Maß nehmen konnte) – abgesehen davon, ist die ganze Welt unserer Tage in Unfrieden zusammengewachsen. Das Areal, auf dem man sich vertragen (können) müsste, ist viel größer geworden, und »die Welt« hält ungebeten Einzug dort, wo man nach Belieben allein sein will oder doch an Ort und Stelle herrschen will, zum Beispiel, indem man in Vietnam einmarschiert. Die Gespaltenheit der Welt im Unfrieden ist schließlich auch das Resultat des Herumfuhrwerkens westlicher Mächte (und der Russen) im Nahen Osten, man denke an den vollkommenen Irrsinn von Afghanistan.

7

Im Land, wo man sowohl reich als auch allein auf der Welt sein will, also in Österreich, sind »die Ausländer« aber nicht das einzige Problem. Was als berechtigte Gegenwehr gegen die zugewanderten Feinde des Rechtsstaats erscheinen will, unterschlägt zugleich, was die Rechten sonst noch vorhaben. Orbán als Gesellschaftsmodell ist keine Kleinigkeit, sondern »Korruption«, so Anneliese Rohrer, »plus Einschränkung der Meinungsfreiheit«, und Orbán löst das Migrationsproblem, indem er es auf andere abschiebt. Wir haben dann die Festung, und die anderen die unerwünschten Ausländer.

Und jetzt haben wir Fremde da, die aus dem Nahen Osten flüchten, ohne von ihm loszukommen. Darunter sind auch unsere Feinde, wahrlich eine Gefahr, und viele von ihnen nützen unsere Freiheiten gegen uns aus. Aber eben nicht alle, weshalb hier die dumme Phrase, man müsse »differenzieren«, sogar einen Sinn hat. Das Migrationsproblem kann man nicht »lösen«, es gehört zu jenen Problemen, auf die die Wendung passt, so etwas könne man nur »managen«. Die Tragödie, die sich abspielt, ist der Gegensatz einer gesetzelten Gesellschaft: einerseits mit ihren Regeln und Gesetzen, mit ihren eigenen Krisen und andererseits mit dem Eigensinn von Menschen, die den Tod riskieren, um, wie sie glauben, endlich eine Zukunft zu haben. Diese Zukunft zerstören sie aber auch selbst, indem sie durch ihre Vielzahl die Nötigung zum Selbstschutz in den Zufluchtsländern hervorrufen. Für mich gehört es zum Irrlichtern dieser Tage, dass Ariel Muzicant ein Signalwort nicht zuletzt der rechten Szene verwendet. Er habe, sagte Muzicant, überhaupt kein Verständnis mehr *»für alle diese sogenannten Gutmenschen, die nicht verstehen, dass wir Leute in unser Land lassen, die dann schreien: ›Tod den Juden‹«*. »Gutmenschen« – so nannten die Rechten auch Leute, die den einheimischen Antisemitismus bekämpften. In der Sache hat Muzicant recht: Man dürfe, sagt er, nur jene Menschen nach Europa lassen, *»die sich wirklich an unsere europäischen Werte halten«*; *»Asyl für jeden«* könne *»es nicht geben«*.

Die sogenannten »Gutmenschen« haben eine Stimmung gemacht, in der untergegangen ist, dass stets auch böse Menschen kommen. Aber die »Gutmenschen« sind nicht politisch verantwortlich für dieses Desaster. Verantwortlich ist in Europa die EU, deren Mitglieder aus nationalen Egoismen daran scheitern, das Problem miteinander zu »managen«. Eine FPÖ-Wählerin beruft sich auf Muzicant und schreibt mir unter der Schlagzeile *»Endlich erwachen die Juden«*. Ihr Triumph ist verständlich, aber Muzicants Aussage kann sie für ihre Gesinnung nicht ins Treffen führen. Muzicant sagt ja, man solle nur die hereinlassen, die sich an die europäischen Werte halten, und das heißt: Diejenigen, die sich daranhalten, kommen für das Asyl in Frage. Der Rechtspopulismus hat große Schwierigkeiten mit einer Wahrheit (die sich eh nicht mehr durchsetzen wird), dass eben nicht alle, die kommen, nicht mit »unseren Werten« übereinstimmen.

Der ehrliche Rechtsextremismus, der ehrlich sagt, wie er sich seine Asyl- und Migrationspolitik vorstellt, hat zwei Möglichkeiten: erstens die Flüchtlinge an den Grenzen (oder wo man sie erwischt) erschießen. Die zweite Möglichkeit wären Konzentrationslager, in denen man die Ausländer aussortiert, die – zum Beispiel für die Pflegedienste – zu brauchen sind. Kickls Koketterie mit dem Hitlerismus als »Volkskanzler« ist widerlich. Aber ich nehme an, dass er als ehrlicher Rechtsextremist darunter leidet, dass die Demokratien ein ziemlich hohes humanitäres Niveau erreicht haben. Als Innenminister hat der anpassungsbereite Kickl – aus seiner Deckung heraus – allerdings bloß ein wenig Sadismus gegen die Einwanderer vorgeschlagen: für sie keine Geld-, sondern nur mehr Sachleistungen.

Die Rechten lieben selbstverständlich die Demokratie, denn sie ist die Regierungsform, die alles Nötige zu ihrer eigenen Abschaffung bereithält. Sie stellen sich gerne als Opfer dar und beschimpfen ihre Feinde, weil deren eingebürgerter Begriff von Freiheit die demokratiezerstörerischen Haltungen und Absichten nicht miteinschließt. Sie reden empört von »der Ausgrenzung Andersdenkender«. Der zivilisatorische Fortschritt macht sie empfindlich, trifft sie hart und lässt ihre Konzepte in den Augen nicht weniger Menschen mies ausschauen. Genial war der Trumpismus, dessen spontan herausgesprudeltes Prinzip der »alternativen Wahrheiten« dem etablierten Rechtsextremismus ein weites Feld eröffnete, darunter auch die Chance, alle Lügen unter »Meinungsfreiheit« platzieren zu können.

Ein kleines Mädchen in Gaza, nach meiner Schätzung ungefähr zehn Jahre alt, erzählt, dass sie wegmuss. Auf der Flucht vor den Bomben. Das Kind weint, weil es nicht weiß, wohin. Es weiß nicht, wohin flüchten. Kein Ort. Nirgends. Der Film zeigt einen Menschen im höchsten Leid. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Bilder, denn selbst, wenn sie gestellt wären, stellten sie etwas Wahres dar. Es ist zweierlei, das mich trostlos macht: erstens, dass so ein Bild – genau wie das der jungen Israelin vor ihrem toten Lebensgefährten – unverkennbar eine Wahrheit sagt und zugleich aber, selbst wenn es dafür gar nicht gedacht war, in der Propaganda einsetzbar ist; zweitens verfluche ich meine Lage, die mir eine

Parteilichkeit aufzwingt, die ich für Israel mit Überzeugung annehme. Möge doch das Töten aufhören. Aber es gibt keine Moral, mit der ich mich über das Leid auch der anderen Seite beruhigen könnte. Die rhetorische Lösung ist einfach: Wer für Israel ist, der muss nicht gegen die Palästinenser sein. Man müsste im Mitleiden beide Seiten kombinieren. Man müsste aufhören können, für die einen oder die anderen zu sein. Das enthält zwar ein auszulebendes Empörungspotential über die Einseitigkeit von Parteilichkeiten, ist aber auch aus einem intellektuellen Grund fraglich: Es hilft kaum zu verstehen, was wirklich los ist.

Beim Stand der militärischen Realitäten halte ich den überlegten und überlegenen Neutralismus für (noch) nicht möglich, und das ist für mich »die Krise«: Innerhalb kurzer Zeit 5000 Tote in Gaza, darunter 2000 Kinder, und immer schon war klar, es werden mehr werden. Als Mensch, der nicht im Kugelhagel steht und nicht unter einem von Raketen erleuchteten Himmel wandelt, glaube ich, dass Israel keine andere Alternative hat. Das ist entsetzlich und unerträglich – so ein Mensch, der den Tod Tausender (falls die Zahlen stimmen) für »alternativlos« hält, will man doch nicht sein.

Andererseits ist man mit diesem Satz schon auf die Propaganda der Feinde hereingefallen. In ihrer Propaganda beruft sich die Hamas auf humanitäre Werte, die sie selbst brutal verletzt. Was denn gegen Verbrecher tun, die ihren Untergrund an Spitälern und Gotteshäusern festmachen und die durch erpresserische Geiselnahmen, doch nicht als Freiheitskämpfer, sondern als ganz normale Verbrecher dastehen, deren Verbrechen bloß ein gigantisches Ausmaß hat. Feuerpausen einlegen? Die würden sie garantiert zur eigenen Rekreation und Wiederaufrüstung benützen.

Mir platzt der Kopf, der Gedankengang wird zum Hürdenlauf über die Ambivalenzen. Moralische Klarheit – schmeck's! Selbst der Offenbarungseid zur eigenen Statuserklärung, man wäre bloß ein kleiner Autor und würde besser schweigen, was man aber zugleich nicht kann, unterschlägt eine Meta-Ambivalenz: Wer immer man auch privat, »für sich« sein mag, man ist durch die Umstände zugleich aufgefordert, sich Gedanken zu machen, die nicht im Privaten, nicht in der eigenen Identität verhaftet bleiben und die einen Sinn für das Erkennen der Lage haben. Das Allgemeine ist den Einzelnen in Gedanken zugänglich. Aber so ein Transfer ist extrem schwer, weil die eingebürgerte Verarbeitungsweise sogenannter »Krisen« im uferlosen Geschwätz besteht, das jeden Gedanken entkräftet und ihn selbst zum Geschwätz macht. Sich und die eigenen Gedanken als Ausnahme zu deklarieren, wäre hoffnungslos eitel. Aber nicht einmal das Geschwätz kommt der Geschwindigkeit nach, die es kaum erlaubt,

»mitzukommen« oder mitzubekommen, was los ist. Alles geht, passiert wahnwitzig schnell: Die hier vorliegenden Überlegungen stammen vom Oktober 2023, nur kurze Zeit später ist sicher, dass sie zum Erscheinungstermin »überholt« sein werden. Die Lage wird sich entscheidend verändert haben, und wenn heute etwas geglaubt wird, ist es ein Glück, also ein Zufall, wenn dieser Glaube morgen noch in der Erinnerung besteht.

10

Es fragt sich, ob dies alles überhaupt »Krise« genannt werden kann. Der Arzt, ein Chirurg, dessen Operationen mir das Leben gerettet haben, hat mir am Krankenbett, als ich aus der Intensivstation herausgelassen wurde, den Begriff der »Krise« erklärt. Der Begriff stamme vom antiken Wagenlenken: In der Kurve senken sich auf der einen Seite die Räder, und wenn der Wagen wieder hochkommt, dann ist die Krise überwunden. Im Philosophieunterricht war »Krise« als medizinische Metapher beliebt: Das Fieber erreicht eine lebensgefährliche Höhe, und wenn es endlich – über Nacht – zur Fiebersenkung kommt, ist die Krise überwunden.

Das Wort »Krise«, so behauptet eine Internetseite, geht auf ein griechisches Wort zurück und bedeutet »sieben, trennen«: »Eine Krise konfrontiert uns mit der Notwendigkeit, das auszusieben, was lebensfähig ist, was überleben kann, von dem, was entfernt werden muss.« Faszinierend, wie gebildete Schreiber keine Ahnung davon haben, welche klassisch-mörderische Rhetorik sie sich bedienen. Aber all diese Konzepte propagieren die Vorstellung, dass »Krise« etwas ist, dem man entkommen kann. »Krise als Chance« ist die Phrase, die daraus resultiert, und es gibt den fürsorglichen Aphorismus, man müsse das Wort »Krise« nur vom Beigeschmack der »Katastrophe« befreien.

Für mich ermöglichen die derzeitigen Widersprüche keine Synthese. Negative Dialektik, nichts als negative Dialektik. Die Klimakrise – offenkundig, dass sie ein totales Unglück bereithält. Modernitätstraditionalisten verkünden, dass einem schon irgendwas Technisches einfallen wird. Dies ist die uralte Hoffnung, mit dem Beelzebub könne man den Teufel austreiben. Die Techno-Sozialromantiker hängen auf Gedeih und Verderb am Weiterso. Aber Leute, die vom technischen Fortschritt nichts als profitiert haben, können sich ja gar nicht erlauben, an etwas anderes zu glauben: Das politisch-ökonomische System, das wir »Demokratie« nennen, gewinnt die Zustimmung der Massen nur durch die

Glücksmöglichkeiten, die es in Aussicht stellt. Mit der Forderung nach einschneidendem Verzicht wäre Schluss damit. Freiwillig akzeptieren die Leute keinen Verzicht, da warten sie lieber auf einen ordentlichen Autokraten, der ihnen den Weg weist. »This is the end / Beautiful friend / This is the end / My only friend« singen die Doors, auch im Vorspann zum Film »Apocalypse Now«.

Möge ich doch nur unrecht haben. Ich habe die Art von Überzeugung, an die ich die Hoffnung knüpfe, sie möge um Gottes willen falsch sein. Ich glaube ja, dass die Vernunft sich durchsetzen wird, eines Tages, aber nur, weil das im Begriff der Vernunft liegt, den die Menschen sich zusammengebastelt haben: »Vernunft« ist danach eine Dynamik des sich den Gegebenheiten anpassenden Denkens. Diese Art von Denken, von Verstand, ist mit den Realitäten so verwoben, dass sie nicht prinzipiell ausgeschaltet werden können. Viele Menschen halten jedoch am Wahn fest, wenn dieser verschwörungstheoretisch attraktiv ausgearbeitet ist und zur Benutzung bereitliegt: Im Jahr 2023 steigt die Zahl der antisemitischen Attacken, wie man es nach der Shoa nicht mehr erwarten zu müssen geglaubt hat.

Dass eine Masse von Menschen in aller Welt ihre Leidenschaft in den Wahn des Antisemitismus investiert, erlaubt keine Hoffnung, die man in die Menschheit setzen könnte. Die »letzten Tage der Menschheit« sind auf Endlosschleife gestellt. Zugleich darf man sich dieser Aussichtslosigkeit nicht ergeben. Das wäre eine Parteinahme für die chancenlose Ohnmacht und würde sie zusätzlich bestärken. Sisyphos ist die Figur, die in so einer Lage unermüdlich und angemessen agiert. Ob man dabei glücklich sein kann, wie Albert Camus glauben machen will, ist fraglich.

Immerhin gibt es Zeiten, die hoffnungsvoll sind, es ist nur auf ihre Dauer kein Verlass. Das Gute existiert, hat aber keinerlei Rückhalt darin, dass es sich eventuell verwirklichen lässt. Menschen lernen aus der Geschichte nicht einmal, dass man aus der Geschichte nichts lernen kann. Zur Vernunft müssen sie immer erst kommen – also benötigt die Vernunft anscheinend die Katastrophe, die zu vermeiden ihr immer erst post festum gelingt – erst dann, nachdem sie eingetreten ist. Zu jeder Zeit kann es zu spät gewesen sein. Die letzte Krise wäre eine, deren Folgen nicht mehr rückgängig zu machen sind und die keinen Neuanfang mehr ermöglicht.